

VON ANDREA SEIBEL

Es war an einem kalten Tag im Februar dieses Jahres, als Emel Algan endgültig ihren Kopfschmuck ablegte. Die Berliner Hutmacherin Susanne Gabel hatte ihr schon im August 2003 drei Variationen entwickelt, weil sie sich schon länger mit dem klassischen Kopftuch nicht mehr wohlfühlt hatte. Sie fand das Kopftuch „langweilig“. Aber jetzt plötzlich drückten auch diese Hüte. Erst schnitt sie den unteren Teil ab, doch das Gefühl blieb unangenehm. Also nahm sie den ganzen Kopfschmuck ab. Und weil es kalt war, zog sie ein Stirnband an zum Schutz der Ohren. Das war der Tag, an dem Emel Algan endgültig die unsichtbare Linie überschritt und sich von ihrem früheren Leben entfernte. Seither genießt sie die Unauffälligkeit des nichtbedeckten Kopfes. Das Zeichen ist weg. Sie ist Moslime, ohne daß dies jeder sofort weiß. „Ohne Kopftuch bin ich eine von vielen.“ Das sagt sich leicht. Denn das Kopftuch ist untrüglicher Ausweis der moslemischen Religionszugehörigkeit, der weiblichen Unterdrückung, aber auch eines diffusen moslemischen Selbstbewußtseins.

Für die Tochter des Gründers von Milli-Görüs in Deutschland und jahrelange ehrenamtliche Vorsitzende des Islamischen Frauenvereins Cemiyet-i Nisa e. V. wird dies ein Schritt mit ungeahnten Konsequenzen. Nichts ist mehr, wie es war. Die 44jährige, die sich als Erbin des geliebten Vaters empfand, wird allmählich als Fremde begriffen. Der Freundeskreis wird kleiner, gewaltig kleiner, sagt sie. Man wendet sich von ihr ab, niemand redet. Sie überfordert die meisten, denn der Vatername Abidin sollte lebenslanges Programm sein. Sie, die durch ihre islamische Vereinsarbeit ein Jahrzehnt lang Vorbild und Autorität war, wirkt plötzlich wie eine Gefahr, wie ein negatives Vorbild, vor dem man besonders die Mädchen schützen muß.

Der Unmut beginnt in der Familie. Die Mutter, die nach dem Tod des Patriarchen 1986 zur jungen Familie nach Berlin gekommen war, wird zu einem Stein des Anstoßes. Wie viele Frauen gibt sie den am eigenen Leib erfahrenen Druck an die Tochter weiter, kontrolliert das junge Paar, das ein Kind nach dem anderen bekommt (die Älteste ist 24, der Jüngste fünf Jahre alt) und sich in die Vereinsarbeit stürzt. Algan war nie ein unterwürfiger Mensch. Aber sie fühlt sich unfrei. Auch ihr Mann, glaubt sie, konnte sich nicht mit ihr gemeinsam weiterentwickeln.

Heute ist diese Kluft nicht mehr zu überbrücken. Sie lebt mit ihm, dem sie schon mit 16 versprochen wurde und dann mit 19 heiratete, seit einem halben Jahr in Scheidung. Die religiöse Trennung hat er noch nicht akzeptiert. „Ich hatte keine Lebenserfahrung, keine Weltenerfahrung, ich wußte nicht, was Liebe ist.“ Die einzige Liebe, die sie immer wieder betont, ist die zu ihrem Vater, dem Arzt Jusuf Zeynel Abidin. Sie ist Erstgeborene und wird mit ihrer Schwester zusammen in Wüpperfürth erzogen. Acht Monate war sie alt, da zogen Vater und Mutter mit ihr von Istanbul nach Nordrhein-Westfalen. Die Töchter dürfen keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, der Vater bringt sie in die Schule und holt sie ab. Man kann dies wohlbehütet nennen, sie spricht von verwöhnt. Als Belastung hat sie dies unfreie Leben nicht empfunden. „Wir kannten eben nichts anderes.“ Sie war eine Prinzessin, eine Abidin. Und die machte natürlich Abitur. Sie begann ein Anglistik-Studium, doch dann kamen die Kinder.

Die Mutter von fünf Söhnen und einer Tochter spricht über ihr früheres Leben mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit, einmal allerdings nennt sie ihre Vergangenheit „Atlas“. Doch alle Ungetrübtheit und Energie, die Emel Algan ausstrahlt, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie sich auf dünnem Eis bewegt. „Ich staune, daß ich noch lebe“, sagt sie lachend. In einem Leserbrief an

Emel Algan legt ihr Kopftuch ab und begibt sich auf die Suche nach sich selbst. Für eine Moslime und sechsfache Mutter ein nicht ungefährlicher Schritt



Metamorphose: Nachdem das Kopftuch gefallen war, bedeckte Emel Algan ihr Haupt mit Hüten. Aber auch die störten sie. Jetzt liebt sie es, wenn der Wind in ihren Haaren spielt



## „Mein Kopf gehört mir“

eine Tageszeitung, der im August veröffentlicht wurde, schrieb sie, sie hätte sich „in die Position eines potentiellen Ehrenmordopfers und einer Abtrünnigen katapuliert“. Doch tief im Innern hat sie keine Angst, weil sie glaubt, daß ihre vielen Kinder und auch der Name des Vaters sie schützen werden. Von der eigenen Familie fühlt sie sich nicht bedroht.

Emel Algans Metamorphosen beginnen langsam. Ihre Reflexionen über den Zwang und die Angst in ihrer Religion, ihre Selbstfindungsprozesse als Frau und Individuum und ihre Gedanken über ihre Glaubensfreiheit („Ich brauche keine Moschee und keine Gelehrten“) fallen zeitlich zusammen mit dem Marsch der Lehrerin Fereshda Ludin durch alle Gerichtsinstanzen der Republik. Die eine legt das Kopftuch ab, weil sie sagt: „Mein Kopf gehört mir, ich gehöre mir, ich bin frei, ich lasse mir auch nicht in meine Beziehung zu meinem Schöpfer hineinpfuschen.“ Die andere meint, ohne das Kopftuch sei sie kein ganzer Mensch und besteht auf dem untrüglichen Zeichen der Differenz, auch zu Nicht-Moslems. Emel Algan hat in Diskussionen, die sie als Vereinsvorsitzende in Berlin führte, gespürt, wie diese Debatte die Deutschen befremdete. „Das Kopftuch verhindert Kommunikation. In welcher Zeit leben wir? Wir können doch unser Heute nicht

mit dem Lebensumfeld der Menschen vor 1400 Jahren vergleichen. Daraus kann man doch kein Dogma machen!“

Das Theater um das Kopftuch, Algan hält es für Krampf. „Es gibt Wichtiges.“ Nämlich als Gläubige in einer nicht-moslemischen Mehrheitsgesellschaft, in der sie lebt, „für Entspannung zu sorgen“. Das sind Sätze, nach denen sich viele in Deutschland angesichts anhaltender Negativmeldungen über Ehrenmorde, Gewalt gegen türkische Frauen und Selbstmordattentäter sehen: „Es ist dieses Land, in dem ich lebe, das mir Selbstbestimmtheit und Selbstverantwortung überhaupt erst ermöglicht.“ Deutschen, die in letzter Zeit verstärkt zum Islam übertreten, weil sie die „klaren Vorschriften“ liebten, antwortet sie: „Ja, wie Fidel Castro und Michael Jackson auch – das kann nur jemand sagen, der mit sich selbst nicht im reinen ist.“

Sie schwärmt davon, die Kostbarkeit des Lebens entdecken zu haben. Und: „Leben bedeutet Veränderung.“ Sie lehnt den Begriff der Sünde ab, auch den des göttlichen Gesetzes, das aus dem Koran

sprechen soll. Und glaubt: „Gott ist eine Energiequelle für Geborgenheit und Vertrauen, für Freiheit und Verantwortung, für Liebe und ein Leben ohne Angst. Gott ist mein Freund.“ Ihr Mann, dem sie weiterhin ihre Thesen vorlegt, weil sie so überzeugt ist von der Richtigkeit ihres

Tuns, gibt ihr immer wieder zu verstehen, daß sie an Dinge rührt, über die ein Gläubiger nicht einmal diskutieren dürfte. Manchmal sagen die Söhne, mit denen sie auch über den Teufel und die Sünde spricht: „Mama, setz doch das Kopftuch auf, damit du aussiehst wie eine moslemische Frau.“ Ihre Kinder seien sehr sensibel und hellhörig. Sie wolle sie ernst nehmen. Drei sind noch zu Hause, die Älteste ist glücklich verheiratet, der Zweitälteste ist beim Bund, der dritte geht auf die Erzieherfachschule. Als sie jüngst einen neuen türkisfarbenen Pulli trug und der Ehemann nicht reagierte, sagte ihr 13jähriger Sohn

Usame: „Papa, du kannst ruhig hinschauen, da ist kein Teufel drin.“

Sie liebt irische Musik, fährt einen Mini-Cooper, sie geht tanzen, hat mit Aikido begonnen, macht Abendkurse über Öf-

fentlichkeitsarbeit – „denn ich muß bald Geld verdienen“. Alles Dinge, die Menschen, die weniger kontrolliert und fremdbestimmt aufwachsen, für selbstverständlich erachten. Für die junge, energische Frau, deren einzige Tochter (sie trägt Kopftuch, und wieder lacht die Mutter) sie schon vor drei Jahren zur Großmutter machte, bleiben dies aufregende und abenteuerliche Erfahrungen. „Fast jede Tür steht mir offen, und ich durchschreite sie unauffällig. Ich habe durch die äußere Verwandlung in die Unscheinbarkeit auch meine Perspektive geändert. Viele Dinge nehme ich zum ersten Mal wahr.“

Wohin das Leben Emel Algan auch treiben wird, sie weiß, es gibt kein Zurück. Sie werde lauter, sagt sie, weil sie will, daß andere an ihrer Freude teilnehmen können. „Ich will anderen Mut machen, auch zu sich zu finden und zu sich zu stehen.“ Sie tritt im türkischen Fernsehen auf, gibt Interviews, der WDR hat einen Tag in ihrem Leben dokumentiert. Sie ist die Verkörperung dessen, was man ganz pathetisch Aufklärung nennt. Lerne, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Auch im Glauben wendet sie diese Maxime an, die besagt, daß sie sich als Geschöpf des Schöpfers auch ehren und lieben soll. Denn „Gotteserkenntnis ist nur über die Selbsterkenntnis zu erreichen.“

## „Ihr Ex-Kanzler kann machen, was er will“

Michail Gorbatschow über Demokratie, Putin und Gerhard Schröders Pipeline-Job

**DIE WELT:** Das Regierungssystem Putin gilt im Westen als autoritär. Ist die von Ihnen vor 20 Jahren begonnene Offenheit in Gefahr?

**Gorbatschow:** Rußland steht am Anfang seines Weges zur Demokratie. Dem Land steht noch bevor, demokratische Institutionen zu schaffen. Für die Infrastruktur der Marktwirtschaft dagegen ist ja viel geschaffen. Immer wenn ich in Amerika danach gefragt werde, antworte ich: Ihr wollt, daß wir so eine Demokratie haben wie ihr, aber ihr überschätzt unsere Talente, Freunde. Ja, wir sind talentiert. Dennoch könnt ihr nicht von uns erwarten, daß wir das, wofür ihr 200 Jahre gebraucht habt, in einem Jahrzehnt schaffen.

**DIE WELT:** Aber nehmen wir die Pressefreiheit. Gibt es da nicht sehr bedenkliche Rückschläge unter Putin?

**Gorbatschow:** Ja, die gibt es. Aber ich glaube ganz generell, bis zu einem gewissen Maß kann man auf autoritäre Elemente nicht ganz verzichten. Ich bin zu versichtlich, daß wir es in Rußland doch schaffen. Aber wir brauchen Zeit. Andererseits glaube ich, daß der Westen, wenn er uns ständig demokratisch belehrt,

nicht aufrichtig will, daß Rußland auf die Beine kommt und ein starker Konkurrent für den Westen wird.

**DIE WELT:** Was haben Sie gedacht, als Sie zum ersten Mal davon gehört haben, daß Gerhard Schröder so kurz nach seiner Kanzlerschaft in den Aufsichtsrat des deutsch-russischen Pipeline-Konsortiums berufen wurde?

**Gorbatschow:** Ihr früherer Kanzler ist doch jetzt ein freier Mann wie ich. Und der darf machen, was er will. Was würden Sie dazu sagen, daß die Hälfte der russischen Regierungsmitglieder in Vorständen verschiedener Konzerne sitzt? Ich finde es gut, daß die Deutschen auf so etwas empfindlich reagieren. Bei uns kommt niemand auf die Idee. Und noch etwas. Eigentlich wollte Schröder ja Kanzler bleiben, um die Reformen, die er eingeleitet hatte, durchzuführen. Aber als es hieß, er solle aufhören, hat er tatkräftig an den Verhandlungen zur Bildung der großen Koalition teilgenommen, obwohl er genau wußte, daraus keinen persönlichen Profit schlagen zu können. Diese Haltung ist für mich sehr moralisch. Jetzt ist er frei und kann frei entscheiden. Wenn es überhaupt ein Problem

für ihn mit dem Aufsichtsratsposten gibt, dann vielleicht eines der moralischen Art. Ich habe alle Angebote, in die Wirtschaft zu gehen, abgelehnt. Aber ich will Schröders Entscheidung wirklich nicht überbewerten, es ist seine ganz persönliche.

**DIE WELT:** Sie haben also Verständnis?

**Gorbatschow:** Ich sehe keinen Grund, das zu verurteilen. Sind seine Kritiker vielleicht neidisch? Natürlich werden die Leute auch in diesem Konsortium sehr gut bezahlt. Und anständig? Da muß man schon einen sehr guten Riecher haben; einen sehr sensiblen.

**DIE WELT:** Sie sind oft in Deutschland. Wie sehen Sie unser Land 15 Jahre nach der Wiedervereinigung?

**Gorbatschow:** Es ist enorm, was Deutschland in dieser Zeit geleistet hat: im sozialen Bereich vor allem, aber auch politisch und in der Entwicklung der Demokratie. Jetzt allerdings, so glaube ich, muß Deutschland den Preis für diese Errungenschaften bezahlen. Man hat die Sozialpolitik so weit entwickelt, daß sie Leistungen bietet, unter denen es sich lohnt, nicht mehr arbeiten zu müssen. Deshalb glaube ich, daß es in dieser Zeit

eine sehr weise Entscheidung war, eine große Koalition zu bilden – um das weitere Auseinanderdriften der Gesellschaft zu verhindern. Die ganze Nation muß jetzt geradestehen. Man wird gewisse Opfer in Kauf nehmen müssen. Und da wird die Initiative von Schröder und Putin sehr gelegen kommen, die Energieversorgung Deutschlands abzusichern. Man wird in Deutschland noch einmal froh sein, daß Schröder vorgeschort hat.

**DIE WELT:** Schröder und Putin sind Männerfreunde wie Sie und Helmut Kohl. Wie wichtig sind solche Freundschaften in der Politik?

**Gorbatschow:** Sie spielen eine sehr wichtige Rolle, sind aber keine Kumpanei. Wenn wir uns treffen und Tee trinken oder etwas Härteres, vergessen wir nie, daß unsere Nationen hinter uns stehen, daß internationale Probleme gelöst werden müssen.

**DIE WELT:** Frau Merkel wird es schwer haben, solche Freunde zu finden ...

**Gorbatschow:** Auch sie wird Freunde finden. Ich selbst zum Beispiel hatte ein sehr freundschaftliches Verhältnis mit Frau Thatcher. Ich bin sehr dafür, daß



Michail Gorbatschow war der letzte Präsident der Sowjetunion. 1990 erhielt er den Friedensnobelpreis  
FOTO: MARTIN LENGEMANN

mehr Frauen an die Spitze kommen. Wir alle können davon nur profitieren.

**DIE WELT:** Das Geld, das Sie mit Ihren Vorträgen und Büchern verdienen, stecken Sie in die Gorbatschow-Stiftung. Und führen damit ein Werk Ihrer verstorbenen Frau Raissa fort ...

**Gorbatschow:** Als ich noch Präsident war, hatte sie den Vorsitz der internationalen Hämatologie-Gesellschaft, die sich um blutkranken Kinder kümmert. Das Honorar für mein erstes Buch war die erste Spende für dieses Zentrum in Moskau. Jetzt bauen wir mit Hilfe von Professor Boris Afanasjew und seinem Kollegen Axel Zander vom Hamburger Universitätsklinikum Eppendorf ein solches Klinikum auch in St. Petersburg auf. Das Gebäude steht bereits. Nun brauchen wir die sehr viel teurere medizinische Ausrüstung, für die ich um Spenden werbe und meine Honorare einsetze. Das neue Zentrum soll den Namen meiner Frau Raissa tragen. Darauf bin ich sehr stolz.

Die Fragen stellte Jochim Stoltenberg am Rande der Wohltätigkeitsgala „Ein Herz für Kinder“, zu der Michail Gorbatschow nach Berlin gereist war.